

3.

Die Stromschnellen fauchen wie Gaskocher. Es sind dreizehn an der Zahl, jede mit ihrem eigenen Namen und Temperament. Die kleinen werden *Kälbchen* genannt, und tatsächlich muhen sie in der Flut. Die größeren Stromschnellen heißen *Einer zu viel*, mit grinsenden Wolfszähnen. *Schulmädchen* fordert die meisten Opfer, und in der Nähe von *Vielfraß* ist das Wasser kein Wasser mehr, sondern etwas Hartes. Vielfraß jagt die Boote vorbei wie zu Berge stehende Haare. Der Fluss ist ein ewiger Sturm, in dem jede Welle für immer an ihren Platz genagelt ist, ihren zermürbenden Lauf seit uralten Zeiten endlos wiederholend. Das Wasser springt empor, und die Einheimischen nennen es Donner.

»Wer zum Teufel hat dem Pferd verfaultes Heu gegeben?«, brüllt Chaim Katz. Seine Stiefelspitze taucht in flüssigen Pferdemit. »Wenn dieser Gaul auch noch krepirt, schleppst du den Schotter auf deinem Buckel! Ein neues Pferd kaufe ich nicht, hast du verstanden, verstockter Petro?«

»Jawohl, Genosse Katz, hab's kapiert.« Der dicke Petro kratzt sich im Nacken und peitscht weiter auf die Stute ein.

»Nein, hast du nicht, Scheusal! Heute Abend komme ich und prüfe das Heu. Wenn es verfault ist, bist du gefeuert. Alles klar?«

»Klarer als klar, Genosse Katz«, sagt Petro und murmelt »Fick dich zweimal, Jude« in seinen Bart.

Vor der Revolution hatte Mechaniker Katz alles über Heizkessel gelernt. Während der Revolution lernte er alles über Schießpulver, und nach seiner schwindelerregenden Beförderung verschlang er sämtliche Bücher über Wasserkraft, die er in die Hände bekam. Die Grundlagen waren nicht schwer zu verstehen. Doch Katz, dessen Haare zusehends das Grau der Oktobersteppe annehmen, merkte bald, dass das wichtigste Wissen für ihn die träge Hydraulik der Volksmassen betraf, die Mechanik der grauen Zellen in den Arbeiterköpfen. Schnell musste er lernen, dass Schießpulver viel leichter zu handhaben ist als zehntausend Proletarier auf einem Fleck, eine explosive Mischung aus dem gesamten Ex-Russischen Reich: Bauern, die vor Zwangskollektivierung und Erntebeschlagnahme geflohen sind, entkommene Sträflinge, die in der Masse abtauchen wollen, Soldaten besiegter Armeen des Bürgerkriegs, bankrottgegangene Händler, niederer Adel. Russen, Ukrainer, Polen, Mongolen, Armenier, Finnen, Tataren,

Tadschiken kreuzen sich im Schmelztiegel der Staudamm-Nation mit Weibern von überallher und erzeugen nie da gewesene Genmosaiken.

Zu Beginn, als Katz den Bau des Dammdorfs befahl, waren die Bedingungen noch erträglich, doch als die Arbeiterzahl von tausend auf zehntausend stieg, wurde das Leben entsetzlich. Dreißig bis fünfzig Arbeiter hausten in einer Baracke. Enge, Hass, Schlägereien. Weil geschlampt wurde, verging keine Woche, ohne dass fertiggestellte Baracken wieder in sich zusammenfielen. Schlechte Wartung richtete Geräte und Werkzeuge zugrunde. Schuldige wurden gesucht und gefunden – oder erfunden – und hart bestraft, doch der Pusch hörte nicht auf. Um die Sauferei zu unterbinden, erklärte Katz das Gebiet um den Damm zur alkoholfreien Zone, mit demselben Erfolg wie die amerikanische Prohibition.

Das Gelände verlassen durften Arbeiter nur, wenn sie gefeuert wurden. Gefeuert zu werden aber zog die Hinrichtung nach sich, denn Entlassungen erfolgten gewöhnlich nur nach einem Akt von Sabotage oder mutwilliger Fahrlässigkeit, unvereinbar mit dem Errichten des weltweit ersten sozialistischen Staates. Wer Urlaub wollte, dem blieb nur ein Weg: Er musste eine Heldentat der kommunistischen Arbeit vollbringen.

Zum Bau des Dnjepr-Damms gehörte auch die Inbetriebnahme einer Feldküche für achttausend Mittagessen pro Tag.

Darja Katz' erster Propagandaerfolg war ein Kampfgedicht, das die Damm-Zeitung auf Plakate druckte und überall im Arbeiterlager aufhängte. Das Plakat zeigte eine rote Amazone, gemalt im Stil von Degas, die hoch über einer schwächlichen, Teig knetenden Hausfrau mit Schürze schwebte:

*Nicht länger Sklavinnen unserer Küchen sind wir!
Maschinen vollbringen ab heute die mühsamen Taten!
Beton kneten wollen wir Frauen – Schwein und Stier
werden von der Fabrikküche gebraten!*

Die Ausrüstung hatte Bauleiter Katz in Deutschland bestellt, denn in der UdSSR waren mobile Großküchen noch unbekannt. Er bezahlte die Küchenfabrik mit dem Erlös aus Weizenverkäufen. Den Weizen hatte man in zwanzig Dörfern der Gegend beschlagnahmt, und so aßen die Bauern in diesen Dörfern bald Katzen, Hunde, Gras, Stiefel und schließlich einander.

Weil er Hitze liebte und so viel über sie wusste, konnte Katz nicht anders, als die breiten Eisenhüften des großen Herdes zu streicheln. Seine Wange strich über die weiße Emaille der neu gelieferten Kessel, in denen, falls nötig, er selbst gekocht werden konnte. Die schlauen *Siemens*-Maschinen schnitten Brot und Gemüse, formten Fleischbällchen, kochten, buken und wuschen Geschirr ohne menschliches Zutun. Trotzdem wurden von achttausend Mittagessen im Schnitt nur dreitausend verzehrt. Pfiffige Köche stahlen die Hälfte der Fleischlieferungen, mischten Pappe ins Hackfleisch, um den Gewichtsverlust auszugleichen, und formten die gestreckten Bällchen ein Drittel kleiner. Auf diese Weise bekamen die Kinder der pfiffigen Köche hundertprozentige Hackfleischbällchen zwischen die Zähne, während sich anderen

Arbeiterkindern die Chance bot, für einen Tageslohn pro Pfund ebenfalls solche Bällchen zu essen. Pferdekarren belieferten die Baustellen mit Kübeln, in denen bläuliche, nach Aas und Jauche stinkende Suppen schwappten, und so lebten die Arbeiter lieber von Wasser und Brot. Zwei Jahre voller Tadel und Drohungen, Ertappen auf frischer Tat und Entlassungen gingen ins Land, ehe Chaim Katz im Protokoll der Kücheninspektion endlich notieren konnte: »Löblicherweise kommen Überraschungen wie Kakerlaken oder Mäuse im Kantinenessen nun seltener vor.«

Inzwischen hatte er jeder dreißig Mann starken Arbeiterbrigade erlauben müssen, sich eine eigene Küchenmagd in der Baracke zu halten, die für fünfzehn Rubel im Monat essbare Mahlzeiten kochte, Wäsche wusch und männliche Triebe befriedigte. Letzteres taten die Mägde nicht gern, und so beschwerten sie sich immerzu. Katz steckte sie über Nacht in eine eigene Frauenbaracke, doch schon bald suchten die Arbeiter außerhalb des Lagers nach Sex. Sie fingen sich Tripper ein, die ihre Hosen entflamten, weshalb Katz die Brigadefeldweiber wieder einziehen ließ, um die Gesundheit seiner Männer zu schützen.

Katz berührt gern schöne Dinge. Diese Vorliebe ist ganz allmählich zu dem zwanghaften Bedürfnis mutiert, alles auf der Großen Baustelle anzufassen. Er legt seine schwieligen Hände auf jedes Objekt, das er erblickt – bereit, sämtliche Gefahren mit dem eigenen Leben zu erden. Er befühlt den Schotter aus dem Steinbruch, damit die richtige Bruchgröße in der richtigen Schubkarre für den richtigen Pfeiler landet. Er prüft die Räder der Schubkarren. Er bohrt seine Finger in Hackfleisch und weiß sofort, wie viel Pappe drinsteckt.

Damit er nicht ohnmächtig wird von dem Miasma Tausender proletarischer Entladungen, zündet sich Katz eine Papirossa an, bevor er sich den Latrinen nähert, mit einem Eimer voll Chlor. Jedes Loch pudert er reichlich. Leidenschaftlich versucht er, den Arbeitern beizubringen, dass sie das selbst machen sollen, doch sie lernen nie, es für notwendig zu erachten.

Wird eine neue Baracke fertiggestellt, prüft Chaim, ob ihre Türriegel fest schließen. Vor jeder Schicht reckt er seine Nase in die Gesichter der Arbeiter, um ihren Atem zu schnüffeln. Um Mitternacht stürmt er mit seinem Revolver in die Baracken und trampelt die Karten der Spieler in den Lehm Boden. Flaschen mit Selbstgebranntem schmeißt er gegen die Holzwand. Kehrt er danach zurück in die Schlafbaracke der Bauleitung, heim in sein Ehebett, schläft er mit Stiefeln ein. Seine Gesichtszüge unleugbar jüdisch, sein Name lächerlich in slawischen Ohren, nennen ihn die Arbeiter »Genosse Chlorryatte«. Das tun sie hauptsächlich, um ihre Angst vor seinen Wutausbrüchen herunterzuspielen.

4.

Schuster Yankel hätte den Stiefel, den er gerade flickte, vom Dreifuß gezogen und quer durch die Stube gepfeffert, und wer weiß, ob sich Chaim vor dem schweren, schweißgehärteten Lederziegel mit den tückischen Nägeln rechtzeitig hätte wegducken können. Hätte der Stiefel Chaim verschont, wäre er stattdessen in Mutters Challah-Teig gelandet.

»Mögen deine Därme von der Wäscheleine hängen, du Satan! Du bist nicht mehr mein Sohn!«, hätte Schuster Yankel gebrüllt. »Lauf ruhig zu deinem Pfaffen, er ist jetzt dein Vater, brate Karnickel mit ihm, friss mit ihm Schweinefleisch!«

»Eine Schickse zu heiraten, oi-wei! Eine Schickse ist keine jiddische Mame, sie schert sich nicht um ihre Kinder, die Kleinen laufen schmutzig herum, die Rotze hängt ihnen bis zu den Knien«, hätte Mutter Zypa über dem gestiefelten Teig geklagt.

Erleichterung war Chaims zweite Empfindung, als er die kleine Straße in Massandra erblickte, niedergebrannt bis auf die Balken. Er erkannte seine elterliche Hütte an dem Schusterdreifuß, der aus der Mitte der einstigen Wohn- und Arbeitsstube ragte. Der Geruch nach Leim hing noch ängstlich zwischen den verschwundenen Mauern.

Chaim hatte befürchtet, den Eltern sein neues Leben erklären zu müssen, zwischen den Flüchen des Vaters, fliegenden Stiefeln und den Wehklagen der Mutter. Sein Jiddisch war kahl wie die Steppe geworden, es hatte all seine Farben verloren auf dem langen Weg zum Diplom der Polytechnischen Hochschule Moskau. Er wäre ebenso unfähig gewesen, mit seinen Eltern Russisch zu sprechen, denn Russisch hatten diese niemals gelernt, kein Wort davon brauchten sie in ihrem Leben im Ghetto.

Wie es sich ziemte für einen echten Schustersohn, hatte Chaim als Kind keine Stiefel besessen. Bis zu seiner Bar-Mizwa trug er die Stiefel der Mutter, danach die des Vaters. Mit achtzehn Jahren bohrte er Löcher in die Stiefelspitzen, um Platz zu schaffen für seine erwachsen gewordenen Zehen. Zum letzten Mal sog er den Geruch des Schwarzen Meers ein und ging zum letzten Mal schwimmen. Mit seinem kleinen Rucksack über der Schulter verließ er das Dorf für eine bessere Zukunft.

Schuster Yankel war überzeugt, dass sein Sohn nach Cherson an die Jeschiwa ging und bald als frischgebackener Rabbi ins Dorf zurückkehren würde. Mutter Zypa schacherte schon um eine reiche Braut.

Chaim erreichte Cherson tatsächlich – dreihundertfünfzig Werst weiter nördlich. Er desertierte ins christliche Viertel. Am selben Tag ließ er sich taufen. Vor dem primitiv an die Wand gepinselten Jüngsten Gericht tauchte ihn der Pope dreimal ins Wasserfass, nuschelte routiniert: »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«, und hängte ihm eine Schnur mit einem kleinen Blechkreuz um den Hals. Dann fertigte er ein Schreiben aus, das die Bekehrung des Gottesknechts Chaim zum orthodoxen Christentum bezeugte – ein Reisepass, um in die für Juden verbotene Hauptstadt zu gelangen.

Chaim wollte seinen Nachnamen Katz zu einem harmlos russisch klingenden ändern, doch das Geld, das ihm der alte Yankel gegeben hatte, reichte nicht, um den zuständigen Beamten zu bestechen. Es reichte aber für ein Paar prächtig hoher Lederstiefel. Chaim liebte es, die Wabennarbung der Schweinhäute zu fühlen – so viel Leder, und alles für ihn.

Nicht das diffuse Schuldgefühl seiner Verfehlung störte Chaim, sondern das Material selbst, jenes kalte, saftsaugende Blechkreuz auf seiner Brust. Er warf es in den Rinnstein hinter der Kirche, steckte die Taufurkunde in seinen Ranzen und lief weiter nach Norden.

Nun würde er die Ausbildung erhalten, die er sich erträumte: Mechanik; und zwar dort, wo er sich hinsehnte: in Moskau.